

Der erste Sprecher war *Dr. Y. Kashti*, Universität Tel Aviv. Er hielt einen Vortrag zum Thema „Struktur und System der israelischen Jugenddörfer“. Er sprach darüber, daß eine der Hauptschwierigkeiten der Jugenddörfer sich heute aus der Absicht ergebe, „Problemjugendliche zu rehabilitieren“. Diese Orientierung habe eine Reihe negativer Auswirkungen auf die Interaktion zwischen Mitarbeitern und den „gestörten Jugendlichen“ zur Folge. Die Betonung des Rehabilitationsgedankens bei gleichzeitiger Bemühung, die normativen Standards des Erziehungssystems aufrechtzuerhalten, haben Distanz oder sogar Konflikte zwischen dem formalen und dem informellen System innerhalb der Heime hervorgerufen. Ein derartiger Widerspruch stärke entweder die totalitären Züge der Einrichtung oder führe zu einer Auflösung der Standards im Bereich der Erziehung und der Organisation. Der hohe Anteil der Schulversager in den Heimen finde durch die eine Problematik oder auch durch beide Problemlagen eine recht gute Erklärung. Es gebe gute Gründe für die Annahme, daß die meisten Jugenddörfer heute mit zweiseitiger und widersprüchlicher Wirkung arbeiten: sie versuchen praktisch durch Trennung des Schülers von seiner als „negativ“ eingestuften häuslichen Umgebung eine „soziale und kulturelle Integration“ hervorzurufen, während sie zur selben Zeit als trennende und aus der alten Umgebung ausgliedernde Organisationen für den Jugendlichen wenig Prestige verkörpern und sogar stigmatisierend wirken.

W. Glandorf, Leiter eines Jugendheims in der Bundesrepublik Deutschland, hob in seinem Beitrag die Bedeutung der Struktur von Kinder- und Jugendheimen hervor und unterschied dabei Binnen- und Außenstruktur. Die Außenstruktur als Verflechtung mit gesellschaftlichen Voraussetzungen würde oft vernachlässigt. Die Binnenstruktur sei vor allem durch die Rollenstruktur und die Kommunikationsstruktur im Heim bestimmt. Kommunikation beinhalte eine doppelte Machtstruktur: der Erzieher übe Einfluß auf das Kind aus und wirke gleichzeitig als Mitglied seiner Gruppe. Das Verhältnis zur Macht sei ein bedeutender Faktor.

C. Waaldijk, Dozent für Psychologie an einer Schule für Sozialarbeit in den Niederlanden, sprach über die Erfahrungen in seinem Land und sagte: „Im letzten Jahrzehnt wurden die Einrichtungen kritisiert, weil sie zu groß, zu isoliert und zu konservativ in ihren Erziehungsvorstellungen waren, weil sie sich zu sehr auf das einzelne Kind statt auf Familienprobleme konzentrierten, eher korrektiv und repressiv als therapeutisch, in ihrer Spezialisierung auf eine Unterschichtpopulation diese zugleich stigmatisierend.“ Teils als Ergebnis dieser Kritik, teils als Ergebnis wissenschaftlicher und beruflicher Entwicklungen, ließen sich heute eine Reihe verschiedener Trends feststellen: gezieltere Anordnung von Heimerziehung und kürzere Aufenthaltsdauer, stärkere Professionalisierung, die Hinzuziehung mehrerer Fachrichtungen, einen integrierten Behandlungsansatz für das einzelne Kind und seines familiären Hintergrundes, kleinere Gruppen (von 12 auf 8 Kinder) und kleinere Heime (von 200 auf 40 Kinder), Emanzipation der Jugendlichen und ihrer Eltern, Entwicklung des Gruppenlebens als ein besonderes Instrument der Hilfe.

Die dritte Sitzungsperiode über die Veränderungsdynamik in der Heimerziehung war zunächst dem Thema „*Heimerziehung als therapeutische Gemeinschaft*“ gewidmet. Sie wurde geleitet von *Prof. Y. Rosenfeld*, Hebräische Universität, Israel.

Dr. Y. Wozner, Universität Tel Aviv und früherer Erzieher in der Youth Aliyah, sprach über das „Internat als modifizierendes Milieu“. Er erklärte, daß diesem Milieu eine bestimmte Ideologie zugrundeliege, die Vorgänge innerhalb des Heimes auf bestimmte Grundüberzeugungen bezöge. Die durch diese Anschauungen vorgeschriebenen Leistungen, formuliert als Ziele und Aufgaben, korrespondierten eng mit den anerkannten Normen innerhalb des Internats.

Dr. A. Frommann, Universität Tübingen, Bundesrepublik Deutschland, erläuterte zwei Probleme auf dem Hintergrund ihrer eigenen Erfahrung in therapeutischen Heimen wie auch auf dem Hintergrund der Reflexion dieser Erfahrungen in der Ausbildung von Studenten und Fortbildung von Sozialpädagogen. Therapeutische Gemeinschaften sollten so geschlossen wie nötig und zugleich doch so offen wie möglich sein. Was bedeutet das in der Praxis? Wie erreichen wir Offenheit nicht nur bei der Aufnahme, sondern

auch Offenheit des Gehenlassens und des Riskierens ohne den Verlust von Verbindlichkeit? Geschlossenheit kann krank machen und heilen, Offenheit kann irritieren und befreien. Wo sind die Kriterien? – In einer therapeutischen Gemeinschaft arbeiten Menschen und setzen sich selbst als Instrumente der Veränderung ein. Aber viele von anderen Menschen verletzte Kinder und Jugendliche brauchen zunächst eher Angebote von Umwelt, Gegenständen und Informationen, die erklären, was sonst feindlich bleibt. Gibt es Verbindungen von Sachlichkeit und persönlicher Zuwendung, die überzeugen? Auch in dieser Hinsicht ist viel entscheidender, wie weit die erwachsene Persönlichkeit in ihrer pädagogischen Arbeit entwickelt ist, wobei Methoden nur von zweitrangiger Bedeutung sind.

Prof. Dr. W. Steinhauser, Wien, sprach über „Gesellschaft und Ziele im Rahmen der Sozialpädagogik“. Er beschrieb zunächst einschlägige Erfahrungen in der Heimerziehung in Österreich und betonte, daß die pädagogischen Mitarbeiter der Einrichtungen sorgfältig vorbereitet sein müßten, um mit der Familie und dem Kind zu arbeiten. Ungeachtet dessen sei die Hilfe von Experten bei der Lösung individueller Probleme erforderlich. Er hob damit die Bedeutung allgemeiner Supervision durch pädagogische Experten hervor, ohne die erzieherische als auch organisatorisch-administrative Probleme in den Jugendheimen schwer lösbar seien.

Der Nachmittag dieses Tages war wiederum der Gruppendiskussion der verschiedenen Referate, die am Morgen gehalten worden waren, vorbehalten. Parallel dazu wurden für speziell Interessierte freie Referate über verschiedene soziologische, psychologische und medizinische Aspekte der Heimerziehung angeboten. Folgende Themen wurden von den Teilnehmern behandelt: Sexuelle Erziehung im Heim; Beratung (Counseling) für Jugendgruppen im Kibbuz; Counseling Interaction: ein Modellversuch der präventiven Gesundheitsfürsorge in großen Anstalten; Multi-Modelleinrichtungen: ein konzeptueller Rahmen zur Analyse der Heimschulen; Erziehungspotential der Arbeit in israelischen Jugenddörfern (Landwirtschaftsschulen); Erfassung institutioneller Zwänge und ihre Bedeutung für das Schülerverhalten; kommunale Bedürfnisse und Heimerziehung in Israel; die Erziehungsaufgabe bei Behinderten.

Ein Abschiedsabend mit der Emek Hefer Folklore-Tanzgruppe und ihrem Chor, der rund um den Swimmingpool von Hadassah Neurim stattfand, wurde von allen Teilnehmern sehr begrüßt. Es wurde schließlich mitgetanzt. So wurde eine Woche voll geistiger Arbeit und Studium in einer informellen und entspannten Atmosphäre abgerundet.

Heimerziehung in den 80er Jahren

Die Plenumsitzung des letzten Tages war einer Diskussionsrunde zur Heimerziehung in den 80er Jahren gewidmet. Sie wurde geleitet von *Dr. E. Chigier*, Israel. Teilnehmer waren: *S. M. Lasso*, Dänemark, *F. Hoppe*, Niederlande, *H. Audigier*, Frankreich und *M. Gottesmann*, Israel.

Die Hauptpunkte dieser Diskussion waren: Umfang und Zusammensetzung der Population von Jugendlichen, die für Heimerziehung in den nächsten zehn Jahren in Frage kommen; die Zusammensetzung des pädagogischen Mitarbeiterstabes in Jugendgemeinschaften und der soziale Bezugsrahmen für die Beziehungen zwischen Eltern und der pädagogischen Institution. Alle ausländischen Teilnehmer brachten zum Ausdruck, daß sie von den israelischen Erfahrungen profitiert hätten und betonten die Bedeutung des Informationsaustausches zwischen Erziehern verschiedener Länder, die trotz der Unterschiedlichkeit der jeweiligen Erziehungssysteme doch viel gemeinsam haben.

Man war sich darüber einig, daß Heimerziehung auch weiterhin spezifische Beiträge im Bereich notwendiger erzieherischer Interventionen liefern würde. In der Isolierung des Heims sei es z. B. möglich, daß der Jugendliche „ohne Scham“ lernen könne, was er als Kind versäumt hätte; professionellen Erziehern sei es möglich, anstelle der Eltern emotionale Deprivationen des Jugendlichen zu kompensieren; das Leben mit Freunden in der Gleichaltrigengruppe trüge zur Entwicklung der sozialen Kompetenz der Jugendlichen bei.